

Der Strahler [Schluss]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573910>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Strahler.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Meinrad Lienert, Zürich.

(Schluß).



E

in Aufjauchzen entfuhr dem Amerikanerfränzel, wie das Schreien eines Sperbers, in dessen Fängen die Taube zappelt. — Dort drüben, kaum einen Steinwurf noch entfernt, waren zwei Seile um eine Wettertanne gewunden, und die fielen hinab in das gährende

Lobel. Aber die Seile zitterten und bebten und waren straff angespannt, als ob sich jemand daran emporwinde — der Fränzel beeilte sich. „Himmelherrgottdonnerwetter!“ fluchte er wütend, laß los, laß los!“ Mit beiden Armen hatte ihn das Seppeli umwunden und schrie, was es mochte: „Zu Hülfe, zu Hülfe, der tausend-

gottswillen, zu Hülfe, Wysel, Wysel!“ Der Fränzel wurde rasend vor Wut: „Laß los, du Wildklage!“ brüllte er, „ich will dich jetzt nicht fertig machen, jetzt nicht, ich will dich noch haben, aber nun laß' aus oder ich geb' dir's!“ Er riß und zog, sie ließ nicht los, er schleppte sie nach, sie krallte sich fest an sein zerlumptes Gewand — rasend vor Wut würgte er sie mit der freien Hand. „Au!“ heulte er. Sie verbiß sich wie wahnstinnig in seine Hand. „Meinetwegen!“ lärmte er, „so mußt du jetzt dran glauben, du Bergteufel!“ Er suchte mit aller Kraft die Hand frei zu bekommen, darin das Messer funkelte, es gelang ihm allmählich, des Maitlis Hand, Finger für Finger vom Arm zu lösen, er knirschte in den Zähnen. „Jeses!“ stöhnte das Seppeli, — „jeses, jeses!“ Da that der Fränzel einen Fluch, darin die ganze Hölle himmelauf lohete. Nicht zwanzig Schritt von ihnen weg kletterte einer aus dem Gefelse herauf, mit einem Gesicht, bleich wie übernächtiger Rahm, und darin zwei Augen funkelnd wie schwarze Bergkristalle: Der Strahler Wysel! „Wehr' dich, Seppeli, wehr' dich!“ lärmte er heiser. Ein Zittern überlief den Fränzel wie einen angeschossenen Gemsbock; mit einem gewaltigen Ruck riß er sich vom Maitli los, hoch schwang er das Messer und fuhr auf den unterhalb der Wettertanne noch im Seil hangenden Strahler zu. Ein Jammerschrei, darin alle Regionen von Erden-schmerzen wehklagten und das ganze Fegfeuer aufheulte, ging durch die Berge. Mit weit aufgerissenen Augen, auf die Kniee gebannt, staunte das Maitli nach dem bedrohten Strahler. Mit einem Blick ermaß der, daß er sich nicht mehr ins Heidelbeergestäude am Rande

des Absturzes zu schwingen vermöge, ehe der Fränzel ans Seil kam. Er stemmte sich mit den Füßen an die Felswand, hielt sich mit der Linken fest am Seil, schleuderte dem herankuchenden Wilderer mit dem letzten Kraftaufwand und einer solchen Wucht einen blutroten Stein, den er in der Hand gehalten hatte, entgegen, daß das Seil zu reißen drohte. Ein kurzer Aufschrei ertönte, wie das Gekreisch eines vom Hermelin überfallenen Raben, der Fränzel suchte mit dem Messer einen Augenblick in der Luft herum, überschlug sich und fuhr, ein Heidelbeerstäudchen in der Faust, lautlos über die Plangg hinab. Ein paar Steine rollten und schieferten ihm nach, dann war alles totenstill —.

Der Wysel hatte sich auf den Felsenrand zur Wettertanne emporgerungen. Dort lag er einen Augenblick schwer atmend auf dem Rücken und staunte in den Himmel hinein. Es war ihm, die Berge umstünden die Alp wie brausende Orgeln und hoch droben in den Lüften gehe ein Musizieren und Geigen und ein Engel mit steinmellenblauen Augen lachte ihn an und rufe: „Wysel, Wysel! — Wysel, Schageli, Wysel!“ Und siehe da, zwei Arme umhalsten ihn und an seinem wildklopfenden Herzen lag das Seppeli —.

Ein Zuruf kam von der Schirmhütte. Das Maitli fuhr empor: „Jeses, der Better, der Better!“ rief es und eilte mit dem flink sich erhebenden Strahler durch das Alpengras und über das Karrengefelse der nahen Hütte zu. Vor derselben, im Bröckelgestein, saß das Schneevaterli, der alte Melk, halbaufgerichtet und von seiner Stirne tröpfelte Blut. „Erschreckt nur nicht,“ machte gelassen der Alte, „es hat mir weiter nichts gethan, ein Loch im Kopf, nicht das erste, und das linke Bein ein bißchen ausgerenkt, der Schmied wird das schon wieder in Ordnung bringen.“

„Jeses, Better, jetzt hast du das Bein ausgerenkt und bist meinerwegen so unglücklich gefallen,“ wehklagte das Seppeli.

„Sag' lieber so ungeschickt,“ meinte der alte Wildhüter und legte, die Zähne ineinanderbeißend, das kranke Bein auf einen Stein, „ich hab' dir nur zu übereilig helfen wollen und da nahm's mir auf einmal die Beine. Aber das ist jetzt Nebensache, Gott Lob und Dank, der Herrgott hat's gut mit euch beiden gemeint und dem Seppeli seine heiße Lieb wohl beachtet, — ich wollt' nur, ich wär' im Thal . . .“

„Juhuhui!“ hallte es vielstimmig aus den Wegbiegungen des Chrißelbodenweges herauf und dauerte kein

„Gegrüßt seist“, so liefen und klapperbödelteten ein Häuflein Schrähbächler gegen die Schirmhütte. Zuvorderst schritt hastig der Windlochhannes mit dem greisen Pfarrherrn und ihnen folgte mit einem schweren Schmiedhammer der Dorffschmied und ein paar Sensen tragende Bauern. Das Trüpplein beschloffen der Drecksenn mit der Mistgabel auf dem Rücken und der Sonntagsmaurer, der eine Pflasterkelle in der Faust schwang. Jetzt bog die Heraufsteigenden um die Schirmhütte und erblickten zu ihrer Ueberraschung den Strahler Wysel und das am Boden beim Schneewaterli knieende Seppeli. „Da hat's etwas gegeben!“ rief erregt der Pfarrherr und eilte mit langen Schritten vorwärts. Bald waren sie alle beisammen und der Wysel berichtete den erschrocken aufhorchenden Thalleuten in hastiger Rede, was da vorgefallen sei auf der Chriselbodenalp. Mittlerweile lief das Seppeli hurtig an die Muotplangg hinaus, wo bei der Wettertanne, daran noch des Strahlers Seil hin- und hertrieb, ein lauterer Wässerlein im Heidelbeerkraut sprudelte. Sein Mastüchlein wollte es eintunken in frischen Quellwasser, um dem Wetter einen feuchten Umschlag um den Kopf zu machen. Wie nun der Wysel mit seinem Bericht zu Ende kam, waren die Thalleute gar schweigsam geworden und nur der Hannes stöhnte von Zeit zu Zeit: „Jeses, jeses, das hätt' böß auslaufen können.“ „Gott sei Dank“, sagte der Pfarrherr, — „dem Gott, der auch durch die schwächste Hand seine Macht offenbart.“ Ernst wandte er sich an den alten Hannes: „Siehst du nun, Hannes, der Herr prüft und der Herr erlöst, der Name des Herrn sei gebenedeit! — willst du nun immer noch trennen, was der Herr zusammengeführt hat?“ Der Angeredete blickte demütig zu Boden und seine Lippen zitterten, er wollte antworten. Da kam ein kurzer Aufschrei von der Muotplangg her. Der Wysel fuhr auf: „Es wird doch dem Seppeli nichts passiert sein!“ So geschwind als möglich eilten alle an den Rand der jähen Fluh hinüber. Das Maitli stand heil und gesund zwischen den Buchsbüschen, schier zu äußerst an der Plangg. Verwundert fragte der Strahler: „Schatz, was erschreckt du uns so, was fehlt dir?“ Sie zeigte mit zitterndem Finger, an dem Blut klebte, in's Heidelbeerkraut. Der Wysel bückte sich rasch und hob einen dunkelroten, glänzenden Stein aus dem Gestäude, an dem ein blutiges Tröpflein hing. „Ja,“ machte der Bursche ernst, — „das ist der Stein, den ich so lange im Gefelse suchte und um den ich mein Leben tagelang an einem Faden über die jähe Muotplangg hinausging. Und das ist die Kugel, mit welcher der Herrgott heute aus meiner Hand den Tod nach dem Amerikanerfränzel geschleudert hat — der Blutstein, der Blutstein. Hochauf hob der Strahler die Hand und pfeifend und auf Rimmerwiedersehen fuhr

der Stein wieder hinab in das Geklüfte der abschüssigen Muotplangg:

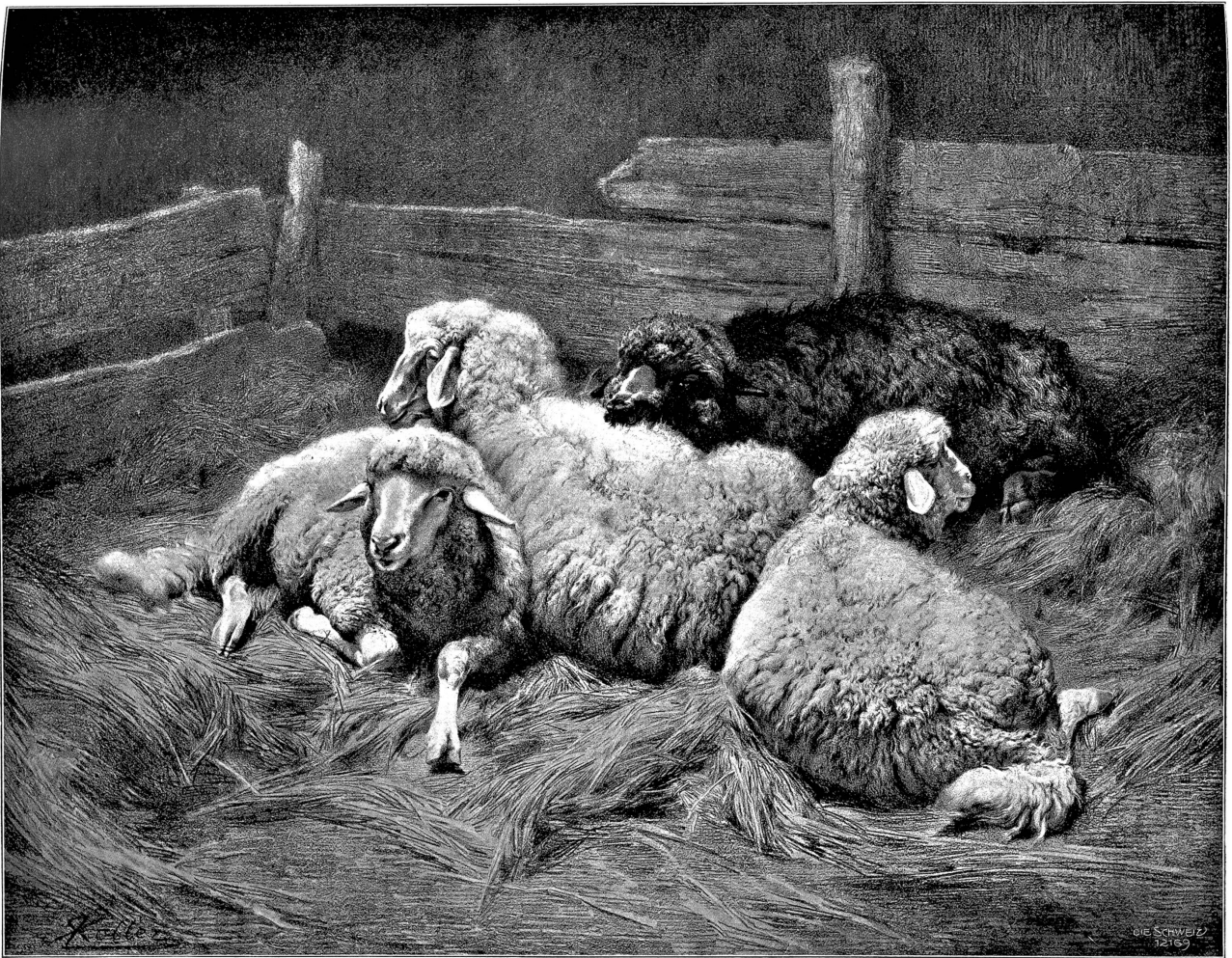
* * *

Am gleichen Abend fand das Trüppchen der nachforschenden Thalleute weithinten im roten Bächlein, das aus den Höhlen der Muotplangg in den wilden Schrähbach fließt, den abgestürzten Amerikanerfränzel. Das Wasser hatte in der Abendsonne einen tiefroten Schein und der Wilderer war wie in Blut gebettet. Der Strahler und der Sonntagsmaurer zogen ihn an's Bachport, denn von den andern Melplern wollte keiner den von Gott Gerichteten auch nur mit einem Sensesstiehl anrühren. Und die zwei verlugen den Fränzel auch auf die Tannenästbahre, worauf der Wildhüter, das Schneewaterli, in sein Waldhäuschen war getragen worden, und das Seppeli löste seine Schürze und legte sie mitleidig über das entstellte Gesicht des Toten. Ein Gebet that der Pfarrherr über dem Leichnam und redete: „Ich will dem Fränzel keine Grabrede halten, er steht vor Gott und so sage ich: Gott sei dem armen Sünder gnädig. Ihr aber merket, was der Psalmist sagt: *Beatus vir, qui timet Dominum* — Glückselig der Mann, welcher Gott fürchtet!“ Er winkte. Der Totengräber, der Schmied, der Säckelmeister und der alte Knecht aus dem Windloch hoben die Bahre und schritten sorglich durch die Stauden- und Steinwelt des einsamen, hintern Hürliobel. Gesenktes Hauptes und betend folgte der greise Pfarrherr der Tannenästbahre und ihm nach trampften und stolperten langsamen Schrittes die Thalleute von Schrähbach. Zuhinterst im stillen Zug liefen der Sonntagsmaurer und der Drecksenn. Der lange Toni zupfte den Berilünzl etwas am Hirthemd und machte halblaut: „Da sieh't's einer wieder, Berilünzl, was mein Spruch ist. Mein Wort ist: ehrlich währt am längsten, und das ist mein Wort.“

„Allweg, allweg,“ machte flüsternd der Drecksenn und verschüttelte die Zottelkappe.

„Sonst geht's windschief, man sieh't's am Fränzel,“ fuhr der Lange fort.

„Ja, ja,“ bestätigte der Berilünzl, wandte den Kopf, hielt die Hand an den Mund und machte halblaut: „Der Pfarrer sagt's und ich sag's, bei allem Unglück ist allemal wieder ein Glück. Schau einmal nach vorne, Toni, guck einmal den Wysel und das Seppeli an. Von hinten sieht man's dem Strahler an, daß es ihm vögeleinwohl um den Herzbart ist und dem Seppeli nicht minder. Während die andern so beelendrigh, wie verhagelte Erdäpfelstauden, hinter der Tragbahre her wachsen, geht die einher, als wollt' sie den nächsten Augenblick den Strahler rundum packen und mit ihm den Muotithalertanz im Hürliobel wie auf einer Trommel herauswirbeln. So haben's die Weiber und so haben



Ruhende Schafe. (1858 gemalt), Gemälde von Rudolf Koller, Zürich. Nach Phot. H. Ganz, Zürich.

wir's alle: ein Schuß ertönt, ein Vogel fällt vom Ast, einen Augenblick ist alles unter den Vögeln verflattert und vertattert, und — im Hui fährt die ganze Bande wieder lustig und munter in alle Himmel hinein. Darum sag' ich eins, paß auf, Toni: Ich sag', es gibt bald eine Hochzeit im Schrähbach, so gibt's, und dann könnt' es allenfalls vorkommen, daß du und ich auch unter den Geladenen wären und zuletzt am End noch unter den Geladensten, und daß die Küsse, welche die Hochzeiterin bekommt und austeilte, wären wie Eiszapfen am Dachkennel gegen den Feuerbrand, den ich dann aus dem Erdäpfelkeller im Windlochport heimtragen will."

"Aber Gott z' Ehren, Gott z' Ehren," neckte schnalzend der Sonntagsmaurer, und also stoffelten sie den andern hurtig nach thalabwärts. Bald verlor sich der Zug zwischen Zwergtannen und roten Felsblöcken und nur ein betendes Murren hallte noch in die unwegsame Wildnis zurück.

Wie eine Riesenfledermaus mit hundertfältigen Schwingen schattete die Nacht in das enge Hürklobel. Ein Füchlein schlich scharfäugend aus dem großen Heidenloch der Muotplangg, strich an das rote Bäcklein und lappte also gierig vom Wasser, als wäre es frisches, schäumendes Blut.

Die französische Frau.

Von Mad. Alphonse Daudet.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Große Dichter, Schriftsteller und Romanschreiber verschiedenster Nationalitäten haben das Weib ihres Landes in einem gewissen idealen Typus verkörpert, der als eine Spezies, als ein Gegenstand der Bewunderung und Anziehungskraft weiblicher Klasse für alle Zeiten mustergültig geblieben. Und nicht bloß Schriftsteller, nein, auch Künstler, Maler und Bildhauer haben seit dem entlegensten Altertum daselbe gethan. Auf diese Weise haben die Gestalten einer Helena und Aspasia, einer Charlotte, einer Beatrice und Laura sich herausgebildet und bis auf unsere Zeit erhalten.

In Frankreich besitzen wir diesen Schönheit und Poësie zugleich verkörpernden Typus nicht. Jeanne d'Arc, die Kriegsheldin, Genoveva, die Heilige, haben, wenn wir auf die Vergangenheit zurückgreifen, die Begeisterung und Verehrung der Generationen für sich in Anspruch genommen — in grob leinenem Gewande steht unter nordischen Eichen Belleda zu ihrem Gotte — in Thränen trauert zu Nigues-Mortes die Königin Blanche, — und an die „Felsen“ richtet Madame de Sévigné ihre unsterblichen Briefe.

Den Dolch im Brusttuch verborgen, so figurirt Charlotte Corday für alle Zeiten in der Geschichte — ebenso Madame Roland, umrahmt von dem Diadem ihrer schwarzen Locken, das die Guillotine zu gleicher Zeit mit andern Kronen hinwegzumähen bestimmt war. — Jedoch all diese ruhmwürdigen, interessanten Frauengestalten, wenn auch Töchter eines Vaterlandes, decken sich nicht voll und ganz mit der Französin.

Die Französin ist eben ein kompliziertes, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetztes Wesen, so wie das Land selbst, jener zwar gemäßigte Himmelsstrich, dessen Grenzen jedoch von der heißen Trockenheit des Südens bis in die schneeigen Regionen des Nordens hinanreichen, wo die blaugrauen Augensterne seiner Blondinen uns wie dessen klare, durchsichtige Edelsteine entgegenzufunkeln scheinen. Was gibt es mannigfaltiger Geartetes als die sorglos fröhliche Tochter der Touraine, die üppige Marseillerin, die strenggläubige und zugleich gefälligste Frau aus Arles? Wie grund-

verschieden ist die wirtschaftliche, ehrbegierige Bewohnerin der Loire mit ihren rosigen Fleischönen von der durch die Meeressonne dunkelgebräunten Küstenländerin aus der Bretagne, die weniger nach gewinnbringendem Erwerb als nach der Arbeit selbst trachtet, nach stummem Brüten und geräuschloser Thätigkeit, in welcher sie ihre Befriedigung findet!

Nirgends so gut wie auf der Reise konnte ich die Verschiedenheit der Eigenarten, aus denen ein Volk besteht, beobachten. Oft, wenn ich in der Gegend der Seine = et = Oise oder in Mittelfrankreich auf die Landstraße hinausjah, fiel mir auf, wie häufig die Frauen dort, im Schatten einer Thürschwelle stehend, mit einander plauderten und schwatzten und dabei die vor ihnen spielenden Kinder überwachten. Und kam ich über die Loire hinaus, nach Arles oder Avignon zu, wie erblickte ich dann, ob am schwülen Mittag oder am glühend roten Abend, an die im Fruchtschmuck prangende Rebe geklumpt, mit wirrem, zerzaustem Haar manch schönes Mädchen, das, eine Blume zwischen den Zähnen, träge in ihrem süßen Nichtsthun schwelgte. So verschiedenartig wie die aus Italien und Spanien, aus dem alten Gallien oder aus keltischer Mundart entstammenden Namen und Bezeichnungen, so verschieden sind auch Anstand und Sitte bei all jenen weiblichen Erscheinungen.

Gewiß sind sie alle Französinen, aber einander so wenig ähnlich, daß sie kaum Geschwisterkinder, geschweige denn Schwestern zu sein scheinen. Aus diesem Gemisch nun ist das ernste und zugleich verführerische, das weniger unterrichtete als eingebungsvolle und empfindliche, das mehr traditionelle als schwärmerische Geschöpf hervorgegangen, wie es unsere heutige Französin repräsentiert. Ich weiß wohl, daß man mit dem Gedanken umgeht, ihr einen besseren, tieferen Unterricht angedeihen zu lassen, und man damit in den Becher klaren, frischen Wassers, aus dem sie trinkt und sich dabei bespiegelt, ein wenig wissenschaftlichen Wein gießen möchte. Sie würde sich allenfalls daran leicht berauschen, aber eine Stärkung würde es ihr nicht bringen. Vielmehr bin ich überzeugt, daß, wenn jenes oberflächliche, von einem